Übrigens...

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **82 (1995)**

Heft 3: **Im Grossraum Zürich = Dans le grand Zurich = In greater Zurich**

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

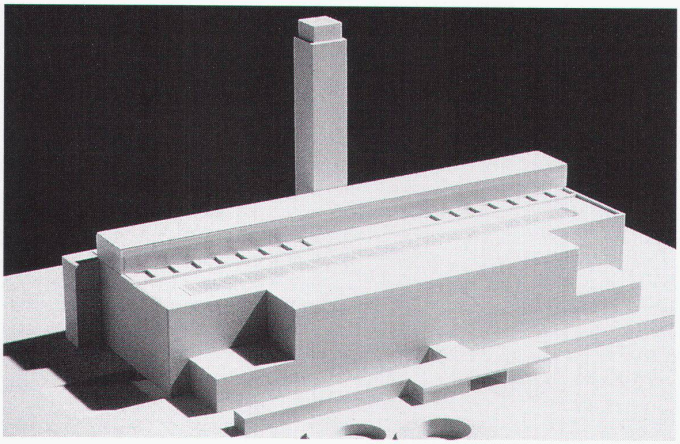
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Tate Gallery Swiss Made ▼

Jacques Herzog & Pierre de Meuron erhielten offiziell den Auftrag zur Erweiterung der Tate Gallery in London.

148 Architekten aus Europa, Amerika und Japan hatten sich um diese Aufgabe beworben, bei der es darum ging, eine frühere Elektrizitätswerkzentrale zu einem Museum für moderne Kunst umzubauen. Unter ihnen wurden dreizehn Büros ausgewählt, die für ihre Projektideen ein Honorar von je 6000 Franken bezogen. Sechs von ihnen kamen in die noch engere Wahl. Als Favoriten galten Renzo Piano, Rem Kohlhaas und, als einziger verbliebener Engländer, David Chipperfield. Und weiterhin im Rennen waren auch die beiden Basler Architekten. Mitglieder der Jury, unter ihnen der Direktor der Tate Gallery Nicholas Serota, besuchten mehrere Bauten von Herzog/de Meuron und waren von deren Qualität offenbar so sehr beeindruckt, dass das Los schliesslich den Schweizern zufiel.



20 000 m² Museumsfläche mussten in dem sogenannten «Temple of electricity» untergebracht werden, der auf dem Südufer der Themse der Saint-Pauls Cathedral gegenüberliegt. Ein Drittel der Zentrale ist völlig neu auszugestalten. So müssen auch Mauern durchbrochen werden, um Turbinen und andere Einrichtungen hinauszubefördern, die dort drinnen seit Jahrzehnten vor sich hin rosten. Die Kosten für das aufwendige Unternehmen werden auf 160 Millionen Schweizer Franken geschätzt.

US-Lob und Tadel für Botta

Bekanntlich hat das San Francisco Museum am 18. Januar – mit einem gewaltigen, zehn Tage andauernden Festakt – seine Tore geöffnet. Wir sind dem Widerhall dieses Architekturereignisses in der amerikanischen Presse nachgegangen und haben eine kleine Blütenlese zusammengestellt:

«Aufwärtsstrebend gleich einem riesigen Turbojet der Kunst und Kultur, löst das spektakuläre neue San Francisco Museum of Modern Art einen sogar für diese selbstbewusste Stadt seltenen Bürgerstolz, ja Gefühle des Schwindels aus.»

«Architekt war ein Italienisch-Schweizer, den man in Amerika kaum kennt.»

«Botta ist ein Modernist, der für seine erfrischende Verwendung klassischer Symmetrien und traditioneller Materialien wie Backstein und Stein bekannt ist. Geboren ist er im Tessin, der italienischsprachigen Schweizer Gegend am Südhang der Alpen. Seine Werke – die meisten mit einem, bereits zum Markenzeichen gewordenen, oblichtgekrönten Türmchen versehen – verweisen auf die festungsartigen Bauten, welche die Tessiner Architektur seit dem Mittelalter charakterisieren.»

«Botta verdient alles Lob für einen Bau, der nicht durch postmodernen Kitsch verunstaltet ist, wie etwa das 1991 von Robert Venturi und Denise Scott Brown entworfene Kunstmuseum in Seattle. Keine gezierten «Referenzchen» an grosse Architekturen, ausgeführt in Pappmaché, keine vordergründigen Ironien und graphisch-designerischen Witze. Bottas Backsteinmassen besetzen das Terrain mit Autorität und Würde, und das Streifenmuster bewahrt die fensterlosen Wände vor Langeweile.»

Nicht alle sind vom Aussenbau begeistert:

«Das erste Gebäude, das der Schweizer Architekt Mario Botta in Amerika realisiert hat, ist von aussen ein Frosch – anmassend klotzig in seiner blockhaften Geometrie –, innen jedoch ist es wahrhaft prinzlich (wobei der hier vorherrschende Geschmack von der geldadeligen, nicht blaublütigen Sorte ist).»

«Nichts an der festungsartigen Fassade bereitet den Besucher auf die gewaltigen Ausmasse des Atriums vor oder darauf, wie das Tageslicht durch den weissen Zylinderschaft herabflutet. Man könnte Botta vorwerfen, dass er den Wechsel von der erdrückenden Boxhaftigkeit des Äusseren zur erhabenen Stimmung im Inneren übertrieben hat.

Und zum Schluss ein bisschen Moral:

«Das schicke Intérieur verbindet die Kunst zu leichtfertig mit Geld, Glamour und Autorität.»

«Das neue Museum ist ein Projekt der 90er Jahre, entstanden in der Haltung der 80er Jahre. Es spiegelt, wie im letzten Jahrzehnt der Mittelstand aufgehört hat, in Kultur und Wirtschaft ein ernstzunehmender Faktor zu sein, wodurch die Welt in Stars und Verlierer aufgeteilt wurde. Die kostspielige Selbstdarstellung des SF-MOMA konfrontiert den Besucher mit dem Machwerk eines Reichtums, der den meisten vorenthalten bleibt. Diese Kluft dürfte provokativ auf den «Normal»-Besucher wirken, der sich nicht mit den Stars und Star-Machern identifizieren kann.»

Den Baslern ist der Nachdruck von Auszügen aus obigem Text durchaus erlaubt.

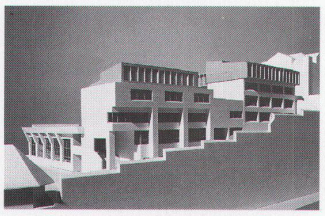
Des Pudels Kern ▼

Die Kontroverse um das 1967 von Ernst Gisel erbaute Schulhaus in Engelberg hat einen originellen versöhnlichen Ausgang gefunden.

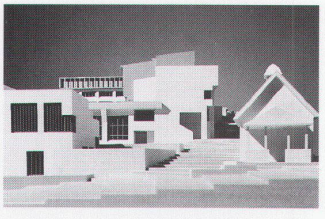
Der nüchterne *béton-brut*-Bau war vielen in Engelberg ein unheimeliger Dorn im Auge gewesen. Als eine Renovation und Erweiterung des Gebäudes fällig geworden war, wollten die einheimischen Planer Kuster & Infanger deshalb dem flachen Kubus ein Satteldach aufsetzen und den Beton eventuell hinter einer Eternitverkleidung verstecken. Sie hatten allerdings nicht mit dem Kampfgeist Ernst Gisels gerechnet, der zudem von Leuten wie Luigi Snozzi, Mario Botta und anderen Kulturschaffenden Schützenhilfe erhielt. Ein ähnlicher Zank wie um Walter Custers Schulhaus Burgerau in Rapperswil drohte.

Ernst Gisel fand jedoch einen besseren Ausweg: er arbeitete mit dem Büro Kuster & Infanger ein gemeinsames Projekt aus, das er als «guten Kompromiss» bezeichnet. Das alte Schulhaus wird gleichsam zum Sockel für einen markanten Aufbau aus Stahl, Glas und Kupfer –und sogar einem bisschen Holz für die Engelberger. Ein flachgeneigtes Pultdach schliesst das mutierte Schulhaus ab. So bleibt des Pudels Kern erhalten, und das Neue ist auch wieder ein Ganzes.

«Wir müssen unsere Werke verändern können, sonst werden Städte und Dörfer museal», sagt Ernst Gisel. Das Engelberger Schulhaus könnte zum Modellfall werden – wenn die Bevölkerung den Baukredit von ca. 5 Millionen Franken bewilligt.



Fotos: Harry Moor, Zürich



Weniger ist nicht mehr ▶

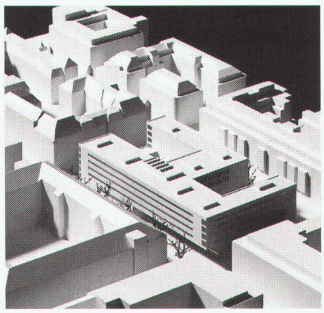
Wettbewerb für ein Hyatt-Hotel in Zürich, 2. Phase

Die politischen und städtebaulichen Rahmenbedingungen des Wettbewerbes für das Hyatt-Hotel auf der Zürcher Escherwiese waren Gegenstand eines Kommentars in «Werk, Bauen+Wohnen» Nr. 11/93.

Beanstandet wurde, dass die Stadt Zürich eines ihrer besten Grundstücke an einen Konzern verhökerte, ohne grundlegende öffentliche, städtebauliche und programmatische Interessen abzusichern. In diesem Zusammenhang wurden sowohl das konventionelle Wettbewerbsverfahren als auch das siegreiche Projekt in Frage gestellt. Der Verlauf und die Umstände der Projektüberarbeitung haben die Kritik nicht bloss bestätigt, sondern verschärft: Gigon und Guyer, die Verfasser des zur Ausführung empfohlenen Projektes, hatten ihre Zusammenarbeit mit dem Konzern aufgekündigt, weil die fachliche Kompetenz der Architekten unzumutbar eingeschränkt worden war.

Anstelle des erstrangierten wurde schliesslich das zweitrangierte Projekt von Meili und Peter weiterbearbeitet, das gewissermassen entwurfsstrategische Vorteile aufwies. Im erneuten Kompetenzenstreit zwischen Architekten und Bauherrschaft gelang es jedenfalls Meili und Peter, die bauliche Figur einer aufgelösten, klug interpretierten Hofrandbebauung zu bewahren, nicht aber deren konzeptionelle Begründung. Im Wettbewerbsprojekt noch fand die eigenwillige Bauform eine Entsprechung in der funktionellen Schichtung des Sockels und des Überbaus sowie in der spezifischen Ausbildung und Orientierung der einzelnen Zimmer. Nach der Überarbeitung fällt es schwer, die ursprünglich intendierte Kohärenz wiederzuentdecken. Verschwunden sind die verschiedenen – je nach Hausflügel, Orientierung und Umgebung – ausgeklügelten Grundrisse für die Hotelzimmer. Gewissermassen selbstreferenziell stellen nun auch die Innenhöfe die bauliche Disposition in Frage – sie bieten nur wenig mehr als eine Belichtungsgeste, die auch konventionellen Lichthöfen eigen ist.

Das Verhältnis von Innen und Aussen thematisiert eine feinsinnige



Fassadenkonstruktion. Sie charakterisiert die urbane Ambivalenz von Privatheit und Öffentlichkeit eines vornehmen Stadthotels. Die erste Schicht ist eine gewöhnliche Glasfassade, aussen mit einer dünnen, schimmernden Marmormembran verkleidet, was die Umgebung durch die optische Filterung abstrakt und distanziert erscheinen lässt (Sehschlitze in den Marmorplatten ermöglichen auch den unverhüllten Ausblick). Der aussergewöhnliche Lichteffekt lichtdurchlässiger Marmorplatten ist aus dem modernen Kirchenbau bekannt. Allerdings vergegenständlicht – wie zum Beispiel in der Kirche in Meggen (von Franz Füeg) – der Marmor die Aussenwand und nicht ein Beiwerk. Ein solches schmälert zwar nicht den ikonografischen Effekt, ist – aus konstruktiver Sicht – aber eine Tautologie.

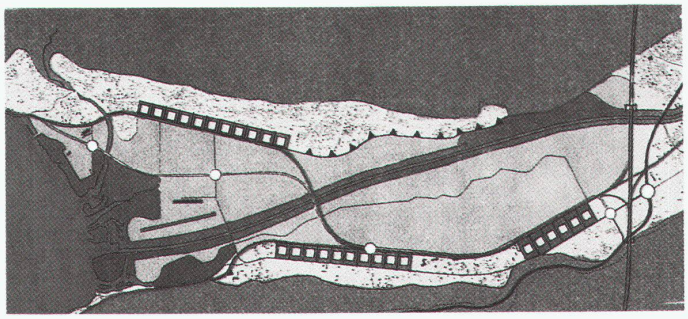
Der Versuch, den Block mit einem Lever-House zu verschmelzen, ist eine reife Idee für eine urbane Morphologie, die auf multifunktionellen Programmen basiert: in den Sockelgeschossen werden grossflächige öffentliche Nutzungen ermöglicht, die mit dem Strassenraum verbunden sind. Beide Voraussetzungen jedoch – die funktionellen und städtebaulichen – sind in diesem Fall nicht erfüllt. Es fragt sich vielmehr, wieso die innenliegenden Nutzungen nicht unterirdisch situiert sind, da eine Belichtung von oben – durch die Decke – sowieso unabdingbar und ein direkter Zugang zur Strasse nicht erforderlich ist.

Mit dem kürzlich eingegebenen Gestaltungsplan ist der Architekturauftrag, den Suter + Suter AG (als Vetreterin von Hyatt) vergeben hat, vorläufig abgeschlossen. Der Fall stellt generell die Frage nach den Prämissen von Wettbewerben, ob vorgefasste Entscheidungen der Bauherrschaft mit städtebaulicher und architektonischer Relevanz nicht den immanenten Intentionen von Wettbewerben widersprechen (und andere Strategien entwerferischer Selektion erfordern). Mit der Verunklärung der Rahmenbedingungen und Kompetenzen verunklären sich auch Differenzen zwischen privaten und öffentlichen Interessen – in der Regel zugunsten einer planerischen Macht, welche Architektur auf Fassadendesign begrenzt. *E.H.*

Die Alpentransversale im Tessin ▼

Eine Studiengruppe soll das Jahrhundertprojekt in adäquate Bahnen lenken.

Der geplante Bau der neuen Schnellbahn durch das Tessin bedeutet einen gewaltigen Eingriff ins Territorium des Kantons; eine durchdachte Projektierung ist daher für das geographische Gleichgewicht der Landschaft äusserst wichtig. Deshalb wurde eine Studiengruppe unter der Leitung von Aurelio Galfetti gebildet, der Remigio Ratti, Direktor des Institutes für Wirtschaftsforschung, Prof. Raffaello Ceschi, Planungsingenieur Pierino Borella und Ingenieur Giuseppe Grignoli angehören. Sie soll das Vorhaben der SBB kritisch unter die Lupe nehmen.



Linienführung in der Magadino-Ebene

Schon beim Bau der Autobahn Airolo–Chiasso in den 60er Jahren hatte die Tessiner Regierung die Einzigartigkeit einer solchen Aufgabe erfasst. Damals wurde Rino Tami als «Berater für ästhetische Belange» beigezogen, d.h. er war für den Entwurf der Brücken und Tunnelportale zuständig. Leider blieb er ohne Kompetenzen bezüglich der Strassenführung.

Die damalige positive Erfahrung mit Tami veranlasste die Politiker, für die geographische und formale Kontrolle der Alpentransversale ähnlich vorzubauen und die Strecke Biasca–Lugano als Gesamtprojekt zu betrachten. Mit dem Unterschied, dass die Studiengruppe unter Galfetti auch auf die Trassenführung Einfluss nehmen kann: Eine heikle Aufgabe von grösster Wichtigkeit, wenn man bedenkt, dass die oberen Täler durch das Flussbett, die Kantonsstrasse, die Auto- und Eisenbahn schon heute völlig «ausgefüllt» sind.

In dem von der Gruppe ausgearbeiteten Projekt geht es auch darum, funktionelle Zuweisungen zu bestimmen, Siedlungs- und Produktionsstätten zu berücksichtigen, Grünzonen und geschützte Gebiete auszuscheiden. Denn es wird hier nicht bloss eine Eisenbahn, sondern eine neue Achse geplant, die den Norden und den Süden Europas näher zusammenrücken soll. «Es wäre äusserst kurzsichtig, in der Alpentransversale nichts weiter als einen Eisenbahnkorridor zu sehen», sagt Galfetti.

Weitere Probleme sind zu lösen: Wo wird sich die Station befinden? In Lugano? Oder geographisch zentraler? Man spricht u.a. von einer «Stazione Ticino» in der Magadino-Ebene, die mit den drei Städten Locarno, Bellinzona und Lugano verbunden wäre. Eine solche neue Station bedeutete aber die sprunghafte Entwicklung eines Gebietes, in dem das Gleichgewicht zwischen landschwirtschaftlich, industriell und für Siedlungszwecke genutztem Boden schon heute gefährdet ist. Das heisst, dass solche Entscheide auch die Nutzungsstruktur einer Gegend verändern können.

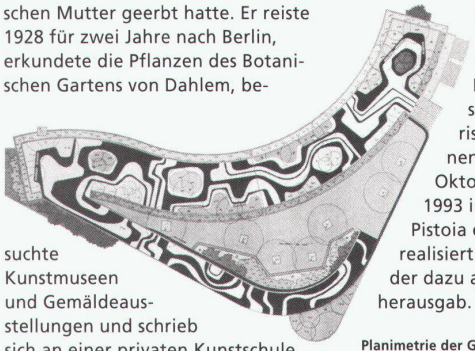
Die Studiengruppe hat also eine knifflige Aufgabe zu lösen, Erschwert wird sie noch durch die katastrophale Finanzlage des Bundes, die das Ganze zum vornherein in Frage stellen könnte.

Paolo Fumagalli

Zum Tod von Roberto Burle Marx ▼

Der wohl bedeutendste Landschaftsarchitekt unseres Jahrhunderts ist 85jährig gestorben.

Als Sohn eines Deutschen, der – übrigens mit Karl Marx verwandt – von Trier nach Brasilien ausgewandert war, wurde er am 4. August 1909 in São Paulo geboren. Die Sängerkarriere, die der Vater ihm bestimmte, schlug er aus, um seiner Vorliebe für Blumen und Pflanzen zu folgen, die er von seiner holländischen Mutter geerbt hatte. Er reiste 1928 für zwei Jahre nach Berlin, erkundete die Pflanzen des Botanischen Gartens von Dahlem, besuchte Kunstmuseen und Gemäldeausstellungen und schrieb sich an einer privaten Kunstschule für Malerei und Zeichnen ein. Nach seiner Rückkehr verfasste er eine originelle Schrift mit dem Titel «primeiras ideas de jardim» und studierte eine Zeitlang an der staatlichen Kunstakademie in Rio de Janeiro, wo er sich 1934 als Landschaftsarchitekt niederliess.



Daneben widmete er sich weiterhin mit Hingabe der Malerei. Er betrieb das Malen nicht als Hobby, es war integrierender Bestandteil seiner beruflichen Tätigkeit. Gemaltes, Grafiken, ja selbst Plastiken begleiteten die Entwurfsarbeit für seine Landschaften und Gärten als Provokationen, als Anreize auf der kompositorischen und formalen Ebene. Gesamtkunstwerke waren das Resultat. Schon ab 1950 ergänzte er die Pflanzenfiguren seiner Gärten mit selbstbemalten Paneelen, mit Skulpturen und Keramiken. Zum Garten des Teatro Popolare di Marechal Hermes, den er zu gestalten hatte, entwarf er als «innere Entsprechung» auch den Bühnenvorhang.

Grundlage seiner Gartenkunst bildeten vor allem tropische Pflanzen, die er in rhythmisch gegliederte, oft abstrakt wirkende Formen einbrachte. Er arbeitete verschiedentlich mit dem Architekten Oscar Niemeyer zusammen und spielte bewusst mit dem Kontrast zwischen dem strengen Rationalismus dieser Architektur und dem organischen Formenreichtum seiner Gartenanlagen.

Mit der Bezeichnung Landschaftsarchitekt wird man Roberto Burle Marx nicht gerecht. Die Vielfalt seiner künstlerischen Äusserungen zeugt von einem unerschöpflichen Talent, das an jenes von Picasso erinnert.

Seine Arbeit und seine Bedeutung als Künstler ist bisher wenig gewürdigt worden. 1989 erschien in Brasilien eine Publikation von Leila Coelho Frota et al. unter dem Titel «Um poetica de Modernidade», die versuchte, ihn auch historisch plausibel einzuordnen. Zudem fand von Oktober 1992 bis Januar 1993 im Palazzo Fabroni in Pistoia eine Ausstellung statt, realisiert von Giulio G. Rizzo, der dazu auch einen Katalog herausgab.

Planimetrie der Gartenterrasse des SESC-Zentrums in Rio de Janeiro 1983–1984

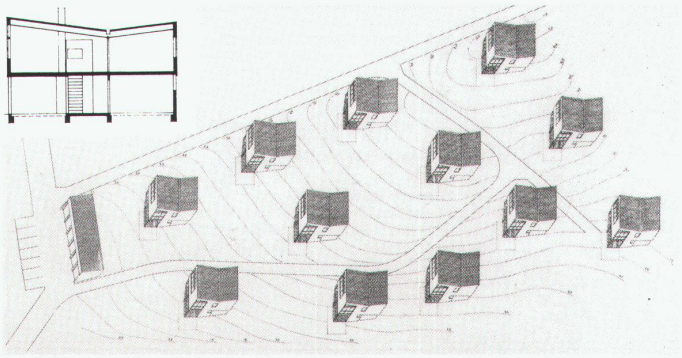
Die Erleuchtung ▼

Der Louvre hat eine fast vier Millionen Franken teure Aussenbeleuchtung erhalten. Die Gesimse der Fassaden um die Cour Napoléon wurden mit fast zwei Kilometern Niedervoltlampen umwickelt, die am Tag unsichtbar sind. Per Computer können die Lampen verstellt und verschiedene Licht-Schatten-Effekte erzielt werden.

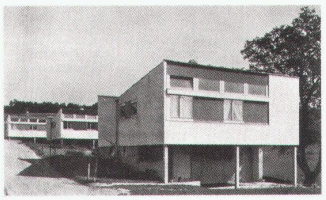
Auch die Kapelle von Ronchamp gehört zu den nun nächtens belichteten Objekten...

Foto: Claude Pauquet





Gartensiedlung Bâticoop, Courtepin, 1960–1962



Ein verkannter Architekt ▲

Eine Ausstellung, die bis zum 19. März in Freiburg gezeigt wird und später auf Wanderschaft geht, sowie der zugehörige Katalog verdienen Beachtung.

Es geht um den ausserhalb seines Kantons bisher wenig bekannten Freiburger Architekten und Querdenker Jean Pythoud, der kompromisslos die Ideale der Moderne vertrat und Wesentliches zum standardisierten Grosswohnungsbau der 50er und 60er Jahre in einem der wirtschaftlich schwächsten Kantone der damaligen Schweiz beigetragen hat. Dabei war er in erster Linie daran interessiert, selbst bei minimalen Wohnflächen benutzerfreundliche, gut belichtete und einfach zu möblierende Wohnungen vorzuschlagen. Mit der Realisierung der drei 10geschossigen Scheibenwohnhäuser «La Solidarité» in Fribourg (vgl. Schweizer Architekturführer 1920–1990, Bd. 2, Nr. 911), die er – als gelernter Bauzeichner damals noch im Büro des Ingenieurs Beda Hefti tätig – entworfen hatte, wurde er zum Architekten der «Wohnung für die Armen». Er erhielt in der Folge auch Aufträge, Häuser für kinderreiche Arbeiterfamilien zu bauen. Ein überzeugendes Beispiel dafür ist die 1960 bis 1962 erstellte Gartensiedlung Bâticoop in Courtepin, die von Le Corbusiers Siedlung in Pessac beeinflusst ist.

Als Bewunderer der modernen Avantgarde war er natürlich vom *split-level* angetan. Da aber die Verwirklichung einer so verwegenen Idee wie jene der Duplex-Wohnung damals aus Kostengründen in der Schweiz nicht in Frage kam, wandte er sich dem Semi-Duplex zu. 1967 und 1972 konnte er für die Wohngenossenschaft Sicoop zwei 8geschossige Hochhäuser errichten (vgl. Architekturführer, Bd. 2, Nr. 914). Neben Wohnbauten realisierte er auch mehrere Schulbauten und ein Verwaltungsgebäude, nie allerdings jenseits der Grenzen seines Kantons.

Katalog und Ausstellung wurden zum diesjährigen 70. Geburtstag des Architekten zusammengestellt, mit Textbeiträgen vom Journalisten Christoph Allenspach, den Architekten Gilles Barbey und Alberto Sartoris sowie dem Kunsthistoriker Walter Tschopp. Jean Pythoud hat viele Pläne für die Ausstellung neu gezeichnet.

Der Katalog ist zu beziehen bei: Edition Méandre, Stalden 14, 1700 Fribourg oder bei der Schweizer Baudokumentation, 4223 Blauen

Hermann Henselmann gestorben ▶

Hermann Henselmann, am 3. Februar 1903 in Rossla geboren und am vergangenen 19. Januar in Berlin gestorben, war einer der wenigen DDR-Architekten, deren Namen man auch bei uns kennt. In jungen Jahren hatte er als begeisterter Le-Corbusier-Anhänger und Verfechter der klassischen Moderne auch in der Schweiz Zeugnis seiner Begabung abgelegt. Er war damals Mitarbeiter bei Alexander Ferenczy, der Bühnenbilder fürs Kino entwarf und 1929 den Auftrag erhalten hatte, für den an avantgardistischer Filmkunst interessierten Amerikaner Kenneth McPherson und seine Frau Winifred Bryher die Villa KENWIN in Burier bei La Tour-de-Peilz zu bauen. Als Ferenczy tödlich verunfallte, übernahm der 24jährige Henselmann die Verantwortung für das gesamte Projekt (vgl. «Werk, Bauen+Wohnen» Nr. 10/90).

Als überzeugter Sozialist und Nazi-Gegner wurde er nach Kriegsende zum Direktor der Weimarer Hochschule für Baukunst und bildende Künste ernannt. 1950 ging er nach Ost-Berlin, um – angespornt durch seinen langjährigen Freund Bertolt Brecht – aktiv bei der Neugestaltung mitzuwirken. Schon bei seinem Entwurf für ein Hochhaus an der Weberwiese musste er erfahren, dass er unter der SED-Führung nicht würde bauen können, wenn er nicht Kompromisse zugunsten eher traditioneller Bauformen einging.

1953 wurde er erster Chefarchitekt Ostberlins, beteiligte sich massgeblich an der bemerkenswerten Planung der damaligen Stalin-Allee und war für die Ausführung des Bauabschnittes Frankfurter Tor und Straussberger Platz zuständig. Trotz Anpassung an die herrschende Doktrin gelang es ihm, eine Einfachheit der Formen zu finden, die seinen Bauten etwas Eigenständiges verleiht.

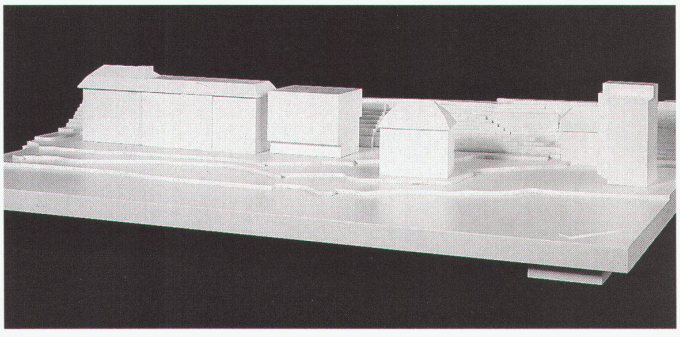
Viele seiner Projekte wurden nicht, anders oder durch andere realisiert. Vor allem nach 1958, als er nicht mehr Berliner Chefarchitekt war, verbreitete er seine Ideen vorwiegend durch leidenschaftliches Reden und Schreiben. Dem Grossplattenbau der 70er und 80er Jahre setzte er eine symbolische Architektur entgegen. Nach 1989 war er ein präsenter Mitstreiter in den Architekturdebatten um das bauliche Erbe der DDR.

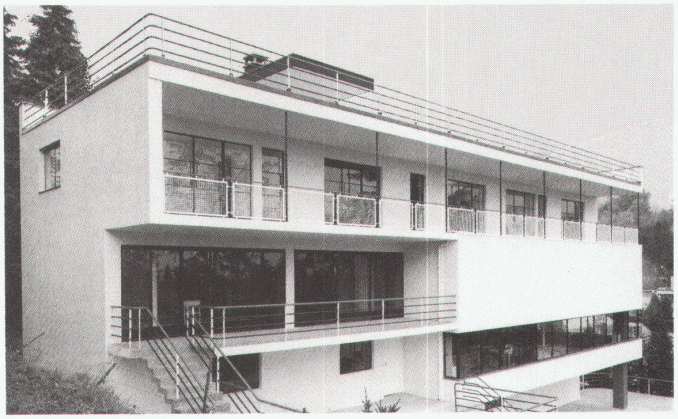
Ein Museum für Biel ▼

Das 1990 gegründete Centre PasquArt in Biel, ein Forum der Gegenwartskultur, heute unter der Leitung einer Stiftung, das in Teilen eines klassizistischen Repräsentationsbaus aus dem Jahre 1866 untergebracht ist, leidet unter Platzmangel. Deshalb führte man im vergangenen Jahr einen Wettbewerb für einen Anbau durch, an dem 57 Architekturbüros teilnahmen.

Die Wahl der Jury fiel auf den Entwurf von Diener & Diener, der eine Vergrösserung der Ausstellungsfläche um 600 m² in einem einfachen Kubus vorsieht. Vom monumentalen Altbau wurden lediglich die Fassadendimensionen übernommen. Der grosse Saal wird durch Oberlicht erhellt, während der Raum im Hochparterre durch gross dimensionierte Lochfenster belichtet wird. Der Gussbetonbau soll mit eingefärbten Kunststeinplatten verkleidet werden, die farblich mit dem historischen Gebäude korrespondieren.

Über den 4,5 Millionen Franken teuren Museumsbau muss noch abgestimmt werden.





Villa KENWIN, Burier/La Tour-de Peilz, 1929–1931

Bottas Accademia

Über das Projekt einer neuen Architekturfakultät in der Schweiz, genauer gesagt im Tessin, wird in diesen Monaten entschieden. Die Politiker des Kantons biegen – im Vertrauen auf das Zugpferd Mario Botta – demnächst auf die Zielgerade ein: die Gewährung eines Kredites durch den Tessiner Grossen Rat.

Die neue Fakultät mit dem Namen Architekturakademie ist ein ausgereiftes Projekt, in allen Details durchdacht, von der Vergabe der Lehrstühle bis zu den Kosten der Geschäftsführung, ein Projekt allerdings, das vom Bund nicht gebilligt wird, sei es weil die Akademie in ihrem Aufbau den Kriterien eines Polytechnikums nicht genügt, sei es weil sie in einer finanziell schwierigen Periode dem Bund als nicht opportun erscheint. Nun realisiert das Tessin seinen Plan eben im Alleingang.

Dabei wäre eine dritte Lehrstätte für Architektur in der Schweiz wünschenswert, man denke nur an die enormen Studentenzahlen in Zürich oder Lausanne, wo das Studium in den ersten Semestern gewissermassen zur Fliessbandarbeit verkommen ist. Warum also nicht eine Schule im Tessin, Region der dritten Landessprache, Brücke zur Architektur und Geschichte Italiens? Es ist auch nicht einzusehen, weshalb die schweizerischen Architekturschulen identische Lehrpläne haben müssen. Es wäre doch viel motivierender, wenn sie sich voneinander unterschieden, so dass der Student seine Schule nicht aufgrund der Unterrichtssprache auswählte – was ja dumm ist –, sondern nach dem Lehrplan, der ihm am besten zusagt.

Die von Botta vorgeschlagene Schule geht genau in diese Richtung. Der Name Accademia soll deutlich machen, dass sie sich von den beiden technischen Hochschulen unterscheidet. Im Zentrum des Lehrplans soll eine humanistische Ausbildung stehen, im Sinne einer vertieften Geschichtsvermittlung und des Studiums der Theorie, weil man davon überzeugt ist, dass ein solcher Wissensfundus dem künftigen Architekten zu einem kritischen Blick und zu neuen Perspektiven für seine Projekte verhilft. Zum Studium der Geschichte kommt das Zeichnen, das sich in die Fächer Entwurf und Technik aufgliedert.

Eine Schule also, die – neben der Wichtigkeit, die dem Projekt selbst beigemessen wird – auch das Bewusstsein für den Eingriff in die Umgebung schärft, dabei aber auch die Belange der Konstruktion nicht vernachlässigt. Das kulturelle Wissen, das die Schule vermittelt, wird den Studenten dazu befähigen, die rationalen und technischen Prozesse, die heute den Entwerfer bestimmen, kritisch zu durchleuchten.

Eine andere, eine alternative Schule, die, falls sie sich verwirklichen lässt, ihren Sitz in Mendrisio, im Palazzo Turconi haben wird, einem wunderschönen klassizistischen Gebäude im Zentrum des Städtchens. *Paolo Fumagalli*

Wir werden in der Nummer 9/95 von «Werk, Bauen+Wohnen» näher auf die Problematik der Architekturschulen – sowohl schweizerisch als auch international – eingehen.